

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Mittwoch, 30. Januar

1929.

(11. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

Thea hatte ihre unzähligen Koffer zur Mutter nach der Hanjastraße bringen lassen, wo sie die Tage ihrer Strohwitwenchaft verleben wollte. Der Gedanke, in ihren großen Räumen allein hausen zu müssen, hatte ihr eine Gänsehaut über den Rücken gejagt, und so war die Wohnung geschlossen und der Köchin Urlaub gegeben worden.

Als Thea ankam, fand sie die Schwester auf dem Balkon in eifrigem Gespräch mit Deri vor, der über ihr Kommen nicht sonderlich entzückt zu sein schien. Er küßte ihr zwar ehrerbietig, wie immer, die Hand und fragte nach ihrem Befinden mit der gleichen, liebenswürdigen Anteilnahme wie sonst, dann aber verstummte er, und auch Edith wurde merkwürdig wortkarg. Als Thea, um sie zu erheitern, von ihren Plänen für die nächsten Tage sprach, benützte Eugen die erste, sich bietende Gelegenheit, sich zu verabschieden. Edith versuchte ihn zurückzuhalten, wobei es ihr passierte, daß sie „du“ zu ihm sagte. Sie wurde über und über rot, als Thea sie darob verwundert anblickte, und gab es resigniert auf, Deri umzustimmen.

Als sie nach dem Abendessen, bei dem es aus einem ganz geringfügigen Anlaß beinahe zu einem Zwist zwischen Frau Lössen und ihrer Ältesten gekommen war, sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatten, wurde es Thea mit einem Male weich ums Herz. Nachten nun Erinnerungen aus den schönen Tagen, da sie diesen Raum miteinander geteilt hatten, auf sie einstürmen, oder war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie nicht schweesterlich an Edith gehandelt — sie schloß ihren Koffer auf und schenkte ihr ein duftiges Sommerkleidchen. Edith war überrascht und entzückt, daß sie dem Wunsch, Edith gegenüber ihre größere Erfahrung zu betonen, nicht widerstehen konnte, und ihr den Rat gab, in ihrem Umgang recht vorsichtig zu sein.

Edith, die gerade vor dem Spiegel das Kleid probierte, fuhr jäh herum. Die Farbe war völlig aus ihrem Gesicht gewichen. Mit der größten Selbstbeherrschung, deren sie fähig war, sagte sie langsam:

„Darf ich wissen, was diese Warnung bedeuten soll?“

Thea lächelte.

„Meinst du, es wäre mir entgangen, daß du diesen Deri geduzt hast? ...“

„Diesen Deri? Ich ersuche dich inständig, nicht so absprechend von Eugen zu sprechen!“

„Du bist köstlich, Kleines!“

Theas Lachen klang etwas gezwungen, als sie fortfuhr:

„Es ist meine Pflicht als ältere Schwester, dich vor diesem Menschen zu warnen, dessen Charakter so wenig Gutes erwarten läßt.“

„Woher weißt du das?“

„Arthur hat es mir erzählt, — und außerdem hält er ihn für unfähig und für einen Wichtigtuer.“

„Dies Urteil steht meinem Schwager ähnlich. Für sich selbst hat er wohl eine besondere Moral. Daß er von dem lebt, was du verdienst ...“

Sie brach plötzlich ab, da sie die Schwester bis an die

Rippen erblassen sah. Thea hatte aber ihre Erregung bereits niedergekämpft.

„Dein Vorwurf ist unrichtig und trüff, wie du selbst weißt, nicht zu. Daß ich mehr verdiene, als mein Mann, heißt doch wohl noch lange nicht, daß ich ihn ernähre. Arthur ist, wie er hundertmal bewiesen hat, ein äußerst fähiger Regisseur. Wenn Herr Deri etwas anderes behauptet, so spricht eben nur der Neid aus ihm. Arthur und Deri sind eben zwei völlig verschiedene Naturen, die sich nie werden verstehen können“, schloß sie ihre Ausführungen, nachdem sie alle glänzenden Charaktereigenschaften und Fähigkeiten aufgezählt hatte, die ihr Mann nach ihrer Überzeugung besaß.

Glaubt sie wirklich, was sie da spricht, dachte Edith, macht sie die Liebe so blind? Laut aber fügte sie hinzu:

„Es war natürlich ungezogen von mir, so von deinem Mann zu sprechen. Ich hoffe aber, daß du mir mildernde Umstände zubilligst, wenn ich dir sage, daß ich Eugen liebe und mich bald mit ihm verloben werde.“

Thea gab Edith versöhnlich die Hand.

„Ich gratuliere dir ...! Wir haben beide unrecht gehabt ... Wollen wir uns wieder vertragen?“

Edith fiel ihr um den Hals, aber das innige Einvernehmen, das bisher zwischen den Schwestern geherrscht hatte, schien unwiederbringlich gestört zu sein. Thea langweilte sich entseßlich und atmete wie erlöst auf, als endlich Kramers Telegramm eintraf, sie solle am nächsten Tage mit dem Frühzuge abreisen.

Auch Edith war wie von einem Alp befreit, als sie die Schwester zum Bahnhof geleiten konnte. Lange stand sie noch, nachdem der Zug die Halle verlassen hatte, sinnend auf dem menschenleeren Bahnsteig. Und eine tiefe Niedergeschlagenheit erfüllte sie, als sie mit Deri, der sie draußen erwartet hatte, zusammentraf.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ fragte er ernstlich bejorgt. „Ist dir der Abschied von Thea so nahe gegangen?“

„Leider nicht, Eugen!“ sagte sie, ihm traurig ins Gesicht schauend.

Er verstand sie und suchte sie zu trösten.

„Ach, Liebster, wie bin ich so froh, dich gefunden zu haben. Sich lieb zu haben und einander zu verstehen, ist doch das Beste, was die Welt uns geben kann.“

Er drückte ihr dankbar den Arm und sie schritten schweigend nebeneinander her.

„Ich habe übrigens eine gute Nachricht für dich“, sagte er nach einer Weile. „Dr. Rauchhaupt — du weißt doch, der Dramaturg des „Goethe-Theaters“ — hat sich beim Direktor für uns verwandt. Du sollst morgen hinkommen, zur Probe vorsprechen, und mein Kontrakt als Regisseur ist so gut wie perfekt.“

Edith strahlte.

„Das ist ja himmlisch, Eugen, da können wir ja bald heiraten! Denk doch nur, zusammenarbeiten zu dürfen, vereint nach demselben Ziel zu streben ...!“

„Ja“, gab er tief aufseufzend zur Antwort, „es ist mehr Glück, als man füglich vom Leben erwarten darf.“

Da sie jetzt in einem verlassenen Seitenpfad des

Niergartens eingebogen waren, blieben sie beide gleichzeitig stehen und sahen sich in die Augen. Dann lästeten sie sich lange und innig . . .

9.

Kramer hatte in einem kleinen Fischerdorf an der ostfriesischen Küste den geradezu idealen Schauplatz für Theatermeisters neuesten Film gefunden. Auf Schritt und Tritt boten sich ihm die malerischsten Bilder und wirkliche Hintergründe für die gut ausgestellten Szenen. Daß der stille Ort ganz in erreichbarer Nähe eines in den letzten Jahren sehr beliebt gewordenen Badebades lag, war bei seiner Wahl natürlich bedeutend ins Gewicht gefallen. In einem kleinen Nest ohne jeden Komfort und ohne jeden Verkehr zu leben, wäre durchaus nicht nach seinem Geschmack gewesen, und Thea hätte es bestimmt nicht zwei Tage ausgehalten, fern von allen Bewunderern und weiblichen Rivalen . . .

So hatten sie denn ihr Hauptquartier in dem vornehmsten Hotel aufgeschlagen und fuhren täglich im Auto nach dem Schauplatz ihrer Tätigkeit, bei der es übrigens, ganz im Gegensatz zu den Freiaufnahmen in der Umgebung Berlins, äußerst gemächlich und beinahe gemütlich zugeht. Man hatte ja Zeit, und jeder Tag erhöhte die Summe, die man von den reichlich bemessenen Speisen erkräftigen konnte.

Wenn die kleine Gesellschaft — von bekannten Solisten waren es die Bojetti, Frau Helmer, die glückliche Bankbeamten-Wutter, Baumann und Friedrich Heinemüller, der bisher dem „Deutschen Theater“ angehört hatte — in behaglicher Ruhe auf der schattigen Terrasse das Frühstück eingenommen hatte, fuhren, so gegen zehn Uhr, die Autos vor. Der Aufbruch der Schauspieler war immer ein Ereignis für die Badegäste und namentlich für deren Kinder. Im ersten Wagen nahmen Thea und Kramer Platz, im zweiten die übrigen Darsteller. Ein dritter Wagen beförderte den Photographen Bender, Theatermeister Hellwig und etliche Gehilfen.

Schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes gesellte sich zu den drei Autos eine ganze Anzahl mehr oder weniger flotte Gefährte, die den größten Teil der Badegäste nach dem Platz der Aufnahme brachten. War es doch für sie eine erwünschte Zerstreuung, den Aufnahmen zuzusehen und den neuen Filmstar Lössen, von dem man jetzt so viel sprach, aus der Nähe betrachten zu können.

Kramer, dem es ungemein schmeichelte, sich vor den gaffenden Zuschauern, zu denen sich gar bald auch die barsüßige Dorfsjugend und ein paar ältere Leute, die nicht mehr mit dem Fischfang hinausfahren konnten, gesellen, als der Leiter des Ganzen zu zeigen, fluchte und wetterte herum, daß es eine Art hatte. Bald schnauzte er einen Bengel an, der dem kostbaren Aufnahmeapparat zu nahe gekommen war, bald ergoß sich die Schale seines Jornes über den Theatermeister, der die ewigen Änderungen an den Requisiten, wenn sie auch noch so genau nach den Angaben des Herrn Regisseurs waren, nachgerade gewöhnt war und alles wie ein unabwendbares Fatum über sich ergehen ließ.

Hier draußen war man natürlich von dem Stand der Sonne und den die Lichtverhältnisse beeinflussenden Wolken und Wölkchen abhängig. Wenn eine Szene genau durchgeprobt war — was bei dem Ungeschieß der Statisten, die Kramer aus den Bewohnern des Dorfes gewählt hatte, eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit bedeutete — und dann endlich — endlich „gedreht“ werden sollte, erhob der Photograph mit lauter Stimme Einspruch. Die Gesichter seien völlig im Schatten, wovon sich der Herr Regisseur selbst überzeugen könne, es sei in dem ganzen Bilde „nichts drin“, und es gäbe ohne Zweifel ein mattes, fast unbrauchbares Negativ, wenn er nicht abwartete, bis die Sonne aus den ziehenden Wolken hervortrete . . .

Alles blühte zum Himmel auf, man berechnete nach der Windstärke und der Dichte der drohend aus dem Westen aufsteigenden Wand, wie lange der Aufenthalt währen könne, und zerstreute sich in kleine Gruppen.

Um Thea sammelte sich ein dichter Schwarm begeisterter Verehrer, die sich gegenseitig in Aufmerksamkeiten überboten. Jeder war glücklich, wenn sie gerade seinen Stuhl, den er aus irgend einem Nachbargarten herangeschleppt hatte, mit gnädigem Dankeswort annahm, oder wenn es ihm gelang, sein Feuerzeug unter ihre Zigarette zu halten.

Wenn dann die Kraft der sommerlichen Sonne die Wolken zerrissen und Kramer als Zeichen des Beginns laut in die Hände klatschte, traten die Unbeteiligten beiseite und sahen sich, behaglich im Sande lagernd, das „Theater“ an, auf die nächste Unterbrechung wartend, die infolge der wechselnden Witterung an der Meeresküste ja ohnehin bald eintreten würde.

Um die Mittagszeit verließ sich gewöhnlich der Schwarm der Gaffer ein wenig, und nur die hartnäckigsten Enthusiasten blieben da. Kramer hatte nach einer Besprechung mit den Solisten die Anordnung getroffen, daß man bis drei, halb vier Uhr durcharbeitete, um den Rest des Tages ganz für sich zu haben. Wenn sie dadurch auch allein speisen mußten und um den Genuß kamen, an der Mittagstafel im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, die Unnehmlichkeit, nach der Aufnahme tun und lassen zu können, was sie wollten, entschädigte sie reichlich dafür. Namentlich auch auf den Tanzabenden, die drei- bis viermal in der Woche von dem rührigen Badeverein veranstaltet wurden, der schon nach wenigen Tagen Thea zu seinem Ehrenmitglied ernannte, waren die Schauspieler unbestrittene Sieger. Heinemüller und Baumann waren die begehrtesten Tänzer, von dem Erfolg, den Thea erntete, ganz zu schweigen.

Gegen Ende der zweiten Woche ihres Aufenthaltes schlug das Wetter, das bis dahin sich leidlich gehalten hatte, um, und als Kramer eines Morgens das Fenster öffnete, spülte ihm ein feiner Regen entgegen. Schwer und grau hingen die Wolken auf das bleifarbene Meer herab, und kein Lüftchen regte sich. Er war sehr verstimmt, denn die paar hundert Meter, die er bisher hatte „drehen“ lassen, waren ein recht bescheidenes Resultat für fast vierzehn Arbeitstage. Kam nun jetzt eine längere Zeit erzwungener Untätigkeit dazu, konnte er leicht mit Reichmann, den er sehr auf den Vorteil der Firma bedacht wußte, in unangenehme Erörterungen geraten.

Als er, später als gewöhnlich, auf der jetzt von einer wasserdichten Zeltleinwand überspannten Terrasse zum Frühstück ersahen, goß es bereits in Strömen, und die Hoffnung, daß der Regen nachlassen könne, sank unter den Nullpunkt. Mißmutig und fröstelnd liefen die Badegäste auf und ab, jeder beslopfte mit schamlosem Ernst das in der Ecke aufgehängte Barometer und schüttelte dann bedenklich den Kopf. Man langweilte sich zum Sterben, und so fand Kramers Vorschlag, den er bei Tisch machte, am Abend ein improvisiertes Fest zu veranstalten und lebende Bilder zugunsten der Ortsarmen zu stellen, begeisterten Anklang.

Es war selbstverständlich, daß man ihm, als dem Vater dieses glorreichen Gedankens, die Anordnung überließ.

Sofort nach Tisch ging er mit Thea und den Kollegen daran, das Programm aufzustellen. Die Gäste, die man zur Mitwirkung heranzog, erzählten denen, die das als „Bureau“ gewählte Billardzimmer belagerten, Wunderdinge, die da vorbereitet wurden. Kramer durfte auch mit dem, was ihnen bisher eingefallen war, recht zufrieden sein — nur in einem Punkte haperte es: man konnte niemanden finden, der die begleitende Musik zu den Bildern zusammenstellen und spielen konnte. Heinemüller, der, wie man wußte, am Klavier mehr als ein Durchschnittsbilletant leistete, kümperle absichtlich so ertörmlich, als er sich nach endlicher Mühe ans Instrument hatte nötigen lassen, daß man auf ihn verzichten mußte. Um nichts auf der Welt hätte der eitle Mime sich mit der bescheidenen Rolle des begleitenden Musikers begnügt, während Baumann, sein Rivale im Leben und auf der Bühne, gefeiert auf dem Podium stand. (Fortf. folgt.)

Sollte es wohl gehen ...?

Von Karl Ferdinand Rudolph.

Noch ruht der rechte Zeigefinger des Herrn Amtsrichters Lund auf dem Knopf der Tischklingel, als auch schon der Kanzleigehilfe eintritt.

„Ich bitte um die Akten Løvgaard gegen Dal.“

„Jawohl, Herr Amtsrichter.“ Hollbæk verbeugt sich tief. Aber — er geht nicht. Seine großen, immer fragenden Augen bliden auf die Wanduhr.

Interessiert liest der Herr Amtsrichter noch einmal das anonyme Schreiben. In dem Beleidigungsprozeß Løvgaard gegen Dal hat sich ein Unbekannter bereit erklärt, auszusagen, daß die verheiratete Dal der unverheirateten Løvgaard tatsächlich ins Gesicht gespußt hat.

Im Zimmer ist es still. Nur die Uhr tickt. Der Amtsrichter schüttelt über dies anonyme Schreiben den Kopf. Die ängstlichen Augen des Kanzleigehilfen gehen von der Tür zur Uhr, von der Uhr zur Tür. Amtsrichter Lund fällt es auf, daß Hollbæk noch nicht, wie gewöhnlich, die Tür ganz leise von außen zugemacht hat. Er wendet sich um und sieht ihn noch immer stehen. Da blitzen seine kleinen, kurz-sichtigen Augen über die goldene Brille hinweg den Kanzlisten scharf an. Und um seine schmalen Lippen graben sich zwei harte Falten. Sie erscheinen nur, wenn der Amtsrichter Lund jemanden ärgern will. Er hat das Prinzip, sich nie selbst, sondern immer nur andere zu ärgern.

„Herr Hollbæk, ich ersuchte Sie eben um die Akten Løvgaard gegen Dal. Sollte es wohl gehen?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter.“

„Finden Sie es da nicht zum mindesten merkwürdig, daß Sie immer noch hier sind?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter.“

„Sollte es wohl gehen, daß Sie vielleicht so liebenswürdig wären, Herr Hollbæk, mir irgend einen Grund dafür anzugeben?“

„Weil — doch — der — Herr — Oberjustizsekretär — Zürgensen —, bei — dem — die — Akten — liegen —, schon — gegangen — sein — wird.“

„Aus welchem Grund sollte wohl der Herr Oberjustizsekretär —?“

„Weil der Herr Oberjustizsekretär wissen, daß der Herr Amtsrichter Schlag 16 das Bureau verlassen, gehen der Herr Oberjustizsekretär stets eine Minute nach 16 aus seiner Kanzlei.“

„Und jetzt ist es?“

„Drei Minuten nach 16, Herr Amtsrichter.“

Der Amtsrichter liebt die Pünktlichkeit, deshalb verläßt er stets Schlag 16 seine Kanzlei. Vom Amtsgericht bis zu seiner Wohnung fährt die Strassenbahn 25 Minuten. Weil Punkt 16½ die Suppe auf dem Tisch stehen muß, darf er den Strassenbahnwagen, der 2 Minuten nach 16 vom Amtsgericht abfährt, nicht veräumen. Heute erreicht er erst 4 Minuten nach 16 die Haltestelle. Die Strassenbahn ist fort. Er muß warten. Der Amtsrichter macht aus Prinzip stets andere für seine Fehler verantwortlich. Und weil er aus eigenem Versehen sich verspätet, läßt er seinen Ärger an seiner jungen Wirtschaftlerin aus. Als sie ihm die Suppe aufträgt, weist der lange Zeigefinger des Amtsrichters wie drohend auf das Tischtuch.

Fräulein Hendriksen hat in den 1½ Jahren, in denen sie die Wirtschaft führt, auch die stumme Sprache des Herrn Amtsrichters genau verstehen gelernt. Aber heute findet sie nicht den Grund, weshalb der lange Zeigefinger wie ein Wegweiser ohne Aufschrift auf das Tischtuch weist. Sie blickt den Herrn Amtsrichter fragend an.

Der Zeigefinger weicht nicht. Aber um die Mundwinkel des Amtsrichters erscheinen die beiden harten Falten.

Fräulein Hendriksen weiß, daß jetzt etwas kommt, worüber sie sich ärgern soll. Deshalb schweigt sie. Sie blickt über den Tisch und findet alles in Ordnung. Aber, als jetzt zu dem höhnischen Lächeln ein scharfer Blick über die goldenen Brillengläser sie trifft, wird sie unsicher. Deshalb heften ihre blauen Augen sich hoffnungslos auf den Zeigefinger, der immer noch durch den Dampf der Suppe hindurch auf das Tischtuch weist. Und kleinlaut sagt sie: „Ich weiß wirklich nicht.“

Der Herr Amtsrichter sagt sehr leise: „Ich hatte schon einige Male gebeten, daß das Salzfaß rechts von meinem Teller zu stehen hat. Sollte es wohl gehen?“

Fräulein Hendriksen nimmt das Salzfaß, das links steht, und setzt es rechts hin. Dann verläßt sie stumm das Zimmer.

In der Küche öffnet die Wirtschaftlerin das Fenster. Sie ärgert sich über sich selbst. Warum hat sie sich noch immer nicht genug in der Gewalt. Sie weiß doch, daß für den Amtsrichter andere zu ärgern ein Bedürfnis ist, das er für seine Gesundheit braucht, wie andere Medizin, die ihm zu teuer ist. Und Ethel Hendriksen schüttelt sich ein ganz bummles Mädchen. Der Wind bläst so fröhlich vom Sund

bis nach Kopenhagen herein. Jetzt liegt draußen noch Schnee und Eis. Jetzt lagen noch schwere Wolken über den grauen Himmel. Aber, wie lange wird es dauern? Dann singen wieder die Vögel. Und wenn die ersten Rosen blühen, wird sie Allan Kergaards Frau. Dann kann der hier herum-nörgeln mit wem er will. Und weil der Wind so lustig draußen herumspielt, daß der alte Wetterhahn auf dem Hause gegenüber vor Vergnügen kreischt, wird auch Ethel übermütig, und sie beschließt, dem Amtsrichter einmal eine Lektion zu erteilen. Und sie vertieft sich so in Nachgedanken, daß Amtsrichter Lund zweimal klingeln muß. —

„Ich möchte den zweiten Gang. Sollte es wohl gehen?“

Nach dem Mittagsschlaf geht der Amtsrichter ins Café. Dort trifft er seine Kollegen. Hier wagt niemand ihm bei der Präferenz zu widersprechen. Wenn er dann um 22 in sein Jungesellenheim zurückkehrt, ist er zufrieden. Der König von Dänemark kann nicht stolzer durch die Straßen seiner Hauptstadt fahren, als Amtsrichter Lund durch die Straßen geht. Auch heute schmunzelt er schon behaglich, als er seinen kostbaren Fels anzieht.

Raum hat er die Korridortür hinter sich geschlossen, als Fräulein Hendriksen an ihren Schreibtisch eilt und folgenden Brief beginnt: „Mein lieber, guter Allan! Amtsrichter Lund hat mich heute wieder sehr geärgert. Das macht allerdings nichts. Denn in vier Wochen führe ich ja nicht mehr seine, sondern unsere Wirtschaft. Aber auch ich kann böse sein. Sehr böse sogar. Und deshalb weiß ich jetzt, wie der Amtsrichter, der immer nur andere ärgert, auch einmal zu ärgern ist.“

Und Ethel Hendriksen ist so vergnügt, daß sie ihrem Allan das Wichtigste ihrer Idee erst in dem Postskriptum mitteilt. —

Amtsrichter Lund ist in diesen Tagen besonders zufrieden mit sich. Es ist ihm gelungen, den anonymen Briefschreiber festzustellen, der bezuagen will, daß tatsächlich die verheiratete Dal der unverheirateten Løvgaard ins Gesicht gespußt hat.

Eines Tages tritt in das Vorzimmer des Kanzleigehilfen Hollbæk ein junger Mann. Der junge Mann nimmt aus seiner Briefftasche einen Brief, der sorgfältig in ein Blatt der „Berlingske Tidende“ eingewickelt ist. Diese Ordnungsliebe macht auf Hollbæk einen überaus günstigen Eindruck. Der noch verstärkt wird, als der junge Mann bittet, das so sehr wichtige und eilige Schriftstück dem Herrn Amtsrichter sofort zu übergeben. „Eilig — wichtig — sofort“ sind im Leben des Kanzleigehilfen Worte, denen er seit 28 Jahren ohne Überlegung nachkommt. So nimmt er denn auch den Brief und bringt ihn augenblicklich in das Zimmer des Herrn Amtsrichters. „Sehr eilig —, sehr wichtig —, sofort zu übergeben —, Herr Amtsrichter.“

„Sehr eilig, sehr wichtig, sofort zu übergeben“ sind für Amtsrichter Lund nicht nur Worte, die der Kanzleigehilfe Hollbæk heimlich klüffert, sie sind für ihn gleichsam ein Be-griff für die Bedeutung seiner amtlichen Stellung. Für solche Worte legt er sogar sein Frühstück und die Morgen-nummer der „Politiken“ beiseite. Er öffnet den Brief. Tiefe Stille. Mit würdevoller Miene liest der Herr Amtsrichter den Brief. Er liest ihn noch einmal. Und liest ihn wieder. Er schüttelt den Kopf. Er dreht und wendet das Schreiben. Und nun passiert etwas, was Hollbæk in acht-undzwanzig Dienstjahren nicht erlebt hat. Der Herr Amtsrichter liest den Brief laut vor: „Sollte es wohl gehen?“

Tiefe Stille. Nur die Uhr an der Wand tickt. Amtsrichter Lund sucht das weiße Papier ab. Es zeigt nichts als die vier Worte und ein Fragezeichen. Der Amtsrichter fühlt, wie er unruhig wird. Er fühlt, daß seine amtstrichterliche Würde in Gefahr kommt. Darum ermannt er sich und sagt mit einem vernichtenden Blick auf Hollbæk: „Rufen Sie den Mann herein.“ Lautlos verschwindet der Kanzleigehilfe. Er vergißt sogar die Tür zu schließen.

Der Herr Amtsrichter Lund wartet. Wartet. Seine Augen werfen Blicke auf die Tür. Es dauert ihm zu lang. Nichts rührt sich. Kein Hollbæk redet. Kein Bote kommt. — Da vergißt Amtsrichter Lund zum erstenmal in 28 Jahren seiner Würde so viel, daß er aufsteht und in das Vorzimmer geht. Was er dort sieht, bringt es mit sich, daß ihm heute zum zweitenmal etwas passiert, was ihm noch nie in seinem Leben begegnet ist. — er ist sprachlos. Kein Fremder ist dort, nur Hollbæk steht allein. Eigentlich steht er auch nicht mehr, er zittert. Der ganze lange Hollbæk steht und zittert. Von seinem kleinen Kopf bis zu seinem sehr großen Fuß zittert alles an ihm. Sein unendlich langer rechter Arm hängt starr in der Luft. Sein armer müder Zeigefinger, mit dem schwarzen Tintenfedel, weilt starr auf einen kleinen weißen Zettel. Und der Zettel hängt dort, wo bis vor fünf Minuten noch — der wertvolle Fels des Herrn Amtsrichters hing.

Amtsrichter Lund sagt kein Wort. Wie von einem Magneten fühlt er seine Augen zu dem Stück Papier hingezogen, und liest dort: „So — es ging doch!“

Tiefe Stille. Amtsrichter Lund steht und liest wieder und wieder: „Ja — es ging doch!“

Endlich unterbricht seine Stimme das lange Schweigen. Eigentlich ist es nicht seine Stimme. Es ist nur ein Hauch von ihr. Und dieser Hauch flüstert: „Sollte es wohl gehen?“ — „Ja — es ging doch!“ Und nun passiert dem Herrn Amtsrichter etwas, was ihm völlig neu ist, — er ärgert sich. Er, der immer nur andere zu ärgern verstand, er ärgert sich. Er ärgert sich so, wie er in seinem ganzen Leben noch keinen Menschen geärgert hat. Er, der Herr Amtsrichter Lund, ist zum Besten gehalten, verhöhnt, verspottet.

Der Herr Amtsrichter Lund liegt in seinem Schlafzimmer im Bett. Er grübelt. Er fürchtet das Schlimmste. Wenn man fähig war, ihm aus seinem Arbeitszimmer seinen Pelz zu entwinden, warum sollten seine Gegner nicht wagen, ihm noch viel Schlimmeres anzutun? Jetzt steht er erst, wie bedeutend er als Mann und Richter sein muß. Und er beginnt seinen Trost darin zu finden, daß hervorragende Menschen immer verfolgt werden von denen, die unfähig sind, sie zu verstehen.

Es klingelt. Ein Paket für den Herrn Amtsrichter. Fräulein Hendricksen bringt es ihm ans Bett. Da ist es ihm, als ob aus dem Paket ein Tiden kommt. Von diesem Tiden bis zur Vorstellung einer Höllenmaschine ist nur ein Schritt. Deshalb befiehlt er dem Fräulein, das Paket sofort der Polizei zu übergeben, um es dort mit äußerster Vorsicht öffnen zu lassen.

Aber die junge Wirtschaftlerin ist mutiger als ihr Herr. Sie trägt das Paket in das Speisezimmer und öffnet es dort. Und statt der erwarteten Explosion hört der Herr Amtsrichter ein glödenhelles Lachen.

In dem Paket liegt der verschwundene Pelz. Und dabei liegt ein Zettel, mit einer Handschrift, die Fräulein Hendricksen bekannt. Sie nimmt den Pelz und trägt ihn in den Vorraum an seinen Platz.

Als der Amtsrichter Lund endlich seine Furcht bezwungen und vorsichtig in das Speisezimmer schleicht, liegt auf dem Tisch ein kleiner Zettel mit derselben Handschrift wie die Zettel im Amtsgericht:

„Sollte es wohl gehen?“

„Du siehst es ging doch!“

„Willst du immer andere ärgern, denke nur daran, Auch der hartgesottne Sünder findet seinen Mann.“

Kreuzpunkt der Welt.

Von Paul A. Schmitz.

Stundenlang, tagelang, nächtelang bin ich gefahren... Ostwärts, ostwärts, immer ostwärts. Warschau, Polens lebendige Hauptstadt, lag schon weit im Westen, dort, wo die Sonne später sinkt, und die Menschen leicht in großen Städten leben.

Stundenlang, tagelang, nächtelang ostwärts...

Immer in jener langsamsten Gattung der Eisenbahnhäuser, die überall halten, auf jeder kleinen Station, wo zwei Reisende ein- und aussteigen, vielleicht sogar drei. Die Bahnhöfe sind klein, sind keine Bahnhöfe, eher verlassene Hütten, in denen einmal Kinder spielten. Ein Beamter hebt seine Hand und der Zug kriecht weiter — ostwärts.

Und manchmal hält der Personenzug an — man blüht hinaus: kein Reisender, kein Beamter, der die Hand hebt, nicht einmal ein Hund. Aber der Zug hält auch hier, weil es der Fahrplan gebietet: Regel geht über den Sinn.

Stundenlang, tagelang, nächtelang ostwärts...

Die Nase an das Waggonfenster gerückt. Langsam rollt die Landschaft vorbei.

Und wenn der Abend kommt, hält der Zug. Man übernachtet in kleinen Dörfern — denn der Zug fährt nicht weiter — nur bis hierhin. Aber am anderen Morgen kriecht ein Bruderzug wieder ostwärts.

So kommt man langsam vorwärts, aber man lernt Land und Leute der großen Strecken im Osten Europas kennen: denn der Personenzug im Osten ist der Omnibus, der Dorf mit Dorf und Markt mit Markt verbindet. Die Bauern benützen ihn, wie sie ihre Landstraße benützen.

So hatte ich die Pripetflüsse durchfahren. Es wurde Abend. Wir liefen in einen Bahnhof ein: die Endstation für den Tag.

Das Bild wie immer. Der Bahnhof war gespenstisch erhellt von Nebel und Licht. Alle Konturen verschwanden. Um den Bahnhof herum ein paar Hütten. Ein Bahnhof, wie viele andere, die ich durchfahren.

Und doch anders! — In dieser armen Station des Ostens, um die sich keine Stadt scharte, nur ein paar morische Hütten, liefen die Geleise zusammen aus aller Welt. Vom Norden aus Skandinavien, vom Balkan und vom Orient,

vom Kaukasus und von den Gestaden des Stillen Ozeans, vom Westen aus den Kapitalen Europas, und vom Süden aus Wien und Rom.

Und fast zur gleichen Minute brausten aus allen Himmelsrichtungen die Züge heran, die arken Expreszüge.

Dieser kleine Bahnhof war Kreuzpunkt. Aus den Richtungschildern der Waggonen war die Welt erschlossen. Man brauchte nur einzusteigen, und die Sehnsucht, alle Welt zu sehen, wurde erfüllt.

Man hörte Sprachen aus aller Herren Länder, zehn Minuten lang, während die Züge hielten. Da klangen englische, französische, deutsche, polnische, russische, japanische und indische Laute. Da sah der Chinese den Orientalen und der Europäer den Asiaten.

Kreuzpunkt der Welt!

Und die Bauern des kleinen Dorfes, das durch eine Fügung des Schicksals zum Kreuzpunkt der Welt geworden war, bestaunten diese Waggonen, deren Messingteile blinkten, und deren grüne Fauteuils durch die Scheiben glänzten. Die Bauernmädchen aber promenierte in langen, weiten Röcken über den Bahnsteig, den keine Sperre verschloß.

Nicht in Berlin, nicht in Rom, nicht in New York trifft sich alle Welt: nein, mitten in der Steppe des Ostens auf einem kleinen Bahnhof. Zweimal in der Woche, abends um 8 Uhr, geben sich die Völker der Erde ein Stelldichein. Diplomaten lachen mit Bauernmädchen, Kaufleute mit Journalisten, Militärs mit Chinesinnen.

Kreuzpunkt der Welt, wo alles eine Sprache spricht: die Sprache des Glückes!

Und zehn Minuten währt dieses Treiben.

Dann rollen die Expreszüge weiter: zum Westen und Osten, zum Norden und Süden, Sonnenaufgang und Untergang zu.

In allen Richtungen verglimmen ihre roten Schlusslichter im Nebel der Nacht.

Der kleine Bahnhof wird wieder dunkel.

Die Bauern des Dorfes gehen nach Hause schlafen, und ich gehe mit ihnen.

Auf dem Bahnhof, am Kreuzpunkt der Welt, steht nur noch ein schmukiger Personenzug, der mich morgen weiterträgt, langsam, gemächlich.

Und irgendwo in den Geleisen bellt heißer ein Hund.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Erdnährstoff. 5. Fahrzeug. 8. Ausruf. 9. Bezeichnung für sehr alt. 10. Eigenschaft. 11. Fürwort. 12. Konsonant. 13. Englischer Zischlaut. 14. Abgekürzter Mädchennamen. 16. Vorname. 17. Gefäß. 19. Chemisches Zeichen. 22. Spahmacher. 24. Konsonant. 25. Sächliches Fürwort. 27. Alter Name für Schantmädchen. 29. Ausruf. 30. Französische Präposition. 31. Tierprodukt. 32. Fluß. 33. Vorname eines Filmkomikers. 34. Nachname eines Filmkomikers. — Senkrecht: 1. Erdverschiebung. 2. Nachtvogel. 3. Biblische Figur. 4. Konsonant. 6. Ruchsel. 7. Biene. 15. Europäer. 18. Konsonant. 20. Fluß in Schlesien. 21. Vorname eines Filmstars. 23. Geschichtliche Figur. 26. Erdart. 28. Augenteil. 31. Arabischer Artikel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 19: Wagerecht: 1. Tal. 6. Amme. 7. Ich. 8. Lot. 10. Aha. 11. Ar. 12. Au. 13. R. 15. B. B. 16. Mal. 18. Al. 22. Bn. 23. Ego. 24. Wen. 25. Arim. 26. R. 27. Nie. 28. Al. 29. Ca. — Senkrecht: 1. Amor. 2. Amt. 3. Le. 4. Pla. 6. Chaouh. 6. Alarm. 8. Chaplin. 14. Elegie. 17. A. 23. Erika. 25. Anie.